

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 250. Bromberg, den 31. Oktober 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(8. Fortsetzung.) ———

Arnold Freese war in einem Winkel seines Herzens deutscher Romantiker geblieben, trotz Amerika — oder vielleicht gerade darum. Das ganze merkwürdige Abenteuer konnte doch nicht nur sinnloser Zufall gewesen sein, es mußte doch irgend einen Sinn haben! Das Schicksal mußte ihm doch eine besondere Rolle und Aufgabe in der Tragödie Stuckering zugedacht haben. Und die Aufgabe —? Wer kümmerte sich schon um die arme junge Frau, vorausgesetzt, daß sie überhaupt mit dem Leben davonkam? Wer nahm ihre Interessen wahr?

Es wurde ihm warm ums Herz bei diesem Gedanken. Wenn er nicht die verrückte Idee gehabt hätte, hier die Nacht zuzubringen, dann wäre es wohl aus gewesen mit ihr. Sorge zuckte auf in ihm: wie mochte es ihr gehen? Gleich nachher mußte er im Krankenhaus anrufen. Unbegreiflich, daß ein Mann, der eigene Mann — keinen Augenblick zweifelte er daran, daß es so gewesen, — es über sich gebracht hatte, gegen eine so bezaubernde Frau die Waffe zu heben, und wenn die Not noch so groß gewesen. Wenn Stuckering für sich selbst keinen anderen Ausweg gesehen hatte, als die Flucht ins Nichts, in Gottes Namen, aber daß er versucht hatte, seine Frau mit sich zu ziehen in den Tod, selbst wenn sie es gewünscht hatte — nein, das konnte er Stuckering nicht verzeihen!

Die Not mußte allerdings groß gewesen sein, wie eine flüchtige Nachprüfung in der kleinen Wohnung ergab. In der Tischlade staute sich eine Sammlung unbeglichener Rechnungen, von dem Buttergeschäft, dem Fleischer, von einem Zahnarzt, einer Modistin, einem Schuhmacher.

Der Schrank enthielt nur sehr wenig Wäsche und fast keinerlei Garderobe. Wo diese hingekommen war, bekundete eine kleine Sammlung von Pfandscheinen über Anzüge, über eine Uhr und zwei Ringe.

Stuckerings hatten schlimme Tage hinter sich gehabt; man las es deutlich genug aus diesen Rechnungen und Versatzscheinen. Und wer jetzt ihr Heim verteidigen wollte, der mußte über eine dicke Haut oder eine gefüllte Brieftasche verfügen, denn es ließ sich an den Fingern abzählen, daß die Geduld der verschiedenen Gläubiger schon hart auf die Probe gestellt worden war und daß man nun anrücken würde, um seine Forderungen geltend zu machen.

Eine gefüllte Brieftasche hatte Freese nicht, aber — seit den schlimmen Jahren in Amerika — eine dicke Haut; er sah der Gefahr mit Gleichmut entgegen. Er war rasch entschlossen, als gewissenhafter Sachwalter den Ansturm der Zahlungsheischenden abzuwehren, so weit dies eben möglich war. Der Gedanke, daß man der armen Frau, während sie hilflos im Krankenhaus lag, womöglich die Wohnung ausräumte, war ihm unerträglich.

In einem Falle hieß es freilich unverzüglich eingreifen. Zu oberst auf dem Pack der Rechnungen hatte er einen Zahlungsbefehl über den Betrag von hundertsechzig Mark gefunden; er war im Auftrag eines Schneiders erlassen worden, trug das Datum von vorgestern und Herr Rudolf Sichel, eben der Schneider, schien sich der Hoffnung hinzugeben, durch diese Maßnahme zu seinem Gelde zu kommen. Der Akt erging durch den Rechtsanwalt Dr. Werner Tieck, dessen Bureau sich in der Bülowstraße befand, was alles auf dem drohenden Dokument vermerkt stand.

Nun kann man zwar gegen Zahlungsbefehle Einspruch erheben, dies fruchtet aber wenig, wenn man keine hinreichenden Gründe vorzubringen hat; sonst ergibt sich nur eine kurze Verzögerung, eine kleine Galgenfrist und dementsprechend wachsen die Kosten an. Man konnte auch versuchen, sich mit dem Schneider Sichel oder beziehungsweise dem Rechtsanwalt Dr. Tieck zu einigen, das heißt, einen Aufschub zu erwirken. Solche Experimente hatten jedoch meist sehr geringe Aussicht auf Erfolg, zumal, wenn man nichts Greifbares aufzuweisen hatte, was dem mißtrauischen Gläubiger neuen Anreiz hätte gewähren können, weiter zu warten. Andererseits mußte Freese etwas unternehmen. Sollte er es darauf ankommen lassen, daß der Gerichtsvollzieher erschien und hier alles mit Beschlag belegte?

Während er noch krampfhaft auf einen Ausweg sann, klingelte es. Er zögerte, zu öffnen. Es konnte doch nur hundert gegen eins zu wetten — jemand sein, der Geld haben wollte; da war es ratsam, sich tot zu stellen.

Er verhielt sich mäuschenstill und verharrte regungslos auf seinem Platze.

Wieder das Klingeln!

Freese fluchte, er sah keine Veranlassung, seine Haltung zu ändern.

Es klingelte ein drittes Mal. Und jetzt unnachsichtig, anhaltend, gebieterisch.

Freese riß die Geduld. Er ging zur Türe und öffnete. Nicht sehr freundlich, ganz krampfhaft bereite Abwehr. Draußen stand ein junger Mann mit Hornbrille und grüßte höflich: „Sie sind Herr Stuckering?"

Zur Antwort knurrte Freese ein abweisendes: „Was wünschen Sie?"

Der Besucher lächelte verbindlich: „Darf ich Ihnen meine Karte überreichen?" Und schon zückte er eine. „Redakteur Hans Tetzlaf" stand darauf.

„Na und?" Freese begriff noch nicht, aber er schaute nicht mehr ganz so finster.

„Herr Stuckering, Sie sind eine interessante Persönlichkeit geworden. Sie werden vielleicht die Freundlichkeit haben und mir einige Minuten Ihrer Zeit schenken! Ich will Sie gar nicht lange stören. Das ist doch eine wunderbare Geschichte, diese Sache mit der Erbschaft, nicht wahr?"

Ehe Freese noch recht zur Besinnung gekommen war, befand sich der junge Mann bereits drinnen im Atelier und hatte auf einem Stuhl Platz genommen. In seinen Händen tauchte ein kleines Notizbuch auf, sein Blick glitt über die Wände, um dann an der Staffelei haften zu bleiben, die leer stand.

„Sie sind Maler und, wie man sieht, sehr fleißig", setzte der junge Mann der Presse das Gespräch fort. „Ich bin allerdings nicht Fachmann auf diesem Gebiet, ich werde meinen Kollegen schicken, der das Kunstreferat hat, damit er etwas über Sie schreibt, denn Sie sind zweifellos von der Öffentlichkeit ungerechterweise stark vernachlässigt worden, Herr Stuckering, man hat sich mit Ihnen nicht genügend befaßt. Nun, das wird nachgeholt werden! Sie waren wohl deshalb sehr verbittert, nicht wahr? Darum dieser übereilte und bedauerliche Entschluß gestern?"

Gerade vermied es Freese noch, mit einem Lachen gegen seine „Rolle" gröblich zu verstoßen. „Woher wissen Sie bereits, daß — —"

„Daß man Sie hat retten müssen? Es stand im Polizeibericht. Eine ganz kurze Meldung, zwei, drei Zeilen. Unser Blatt möchte aber diese Sache aufgreifen. In Ihrem Interesse, in Ihrem dringendsten Interesse! Der Zwischenfall wäre an und für sich nicht so bedeutungsvoll — bitte, mißverstehen Sie mich nicht: ich meine vom Standpunkt der Öffentlichkeit nicht so bemerkenswert, wenn da diese Erbschaftsgeschichte nicht mit hereinspielte. Das ist der Haken. Ein Mann namens Stuckering wurde kürzlich gesucht — es gab sogar einen Aufruf — wegen einer ziemlich großen Erbschaft. — Wußten Sie das nicht?"

Freese machte ein steinernes Gesicht. „Bisher nicht. Seit gestern weiß ich es. Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden. Allerdings erst nachträglich."

Der Besucher machte sich Aufzeichnungen; noch während er schrieb, bemerkte er: „Nachher also! Eine famose Pointe, finden Sie nicht? Ich meine, das Leben liebt manchmal solche kleine Grotesken. Wenn Sie es vorher gewußt hätten, dann würden Sie wohl nicht . ."

„Nein, wenn man so was weiß, dann springt man nicht ins Wasser", unterbrach Freese seinen Redefluß.

„Natürlich nicht! Und das Wichtigste: Was gedenken Sie jetzt zu tun, Herr Stuckering? Sie werden sich doch selbstverständlich melden?"

Zum Kuckuck, das war ja das reinste Verhör! „Das — weiß ich noch nicht."

„Wie, das wissen Sie noch nicht?" wunderte sich der Mann der Presse. „Sie haben noch keinen Entschluß gefaßt?"

„Nein. Verstehen Sie — ich glaube an die ganze Geschichte nicht so recht. Mit Millionenerbschaften stimmt es meistens nicht."

„Aber diesmal stimmt es, Herr Stuckering, verlassen Sie sich darauf! Ich habe mir den Aufruf verschafft, hier ist er. Wollen Sie lesen?" Er reichte Freese einen Zeitungsausschnitt hinüber.

„Lassen Sie sehen!" Und Freese las nun:

Erben gesucht.

In Ottawa (Kanada) starb am 15. Juli 1932 der Holzgroßhändler Joe (Johann) Stuckering, 78 Jahre alt, ohne Angehörige zu hinterlassen. Da er aus Deutschland eingewandert sein soll, ist es möglich, daß dort Personen leben, die zu dem Verstorbenen in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Wer imstande ist, dies urkundlich nachzuweisen, wird ersucht, sich wegen allfälliger Erbansprüche an den unterzeichneten Nachlaßverwalter, unter Hinzufügung entsprechender Belege, zu wenden. Die Hinterlassenschaft beträgt dreieinhalb Millionen Dollar.

Irving Hastings, Rechtsanwalt,
Ottawa 14 Queen Victoria Street.

„Was wollen Sie mehr? Haben Sie Verwandte Ihres Namens?" bemerkte der Besucher.

Freese wäre am liebsten grob geworden. Was wußte er schon von der Familie Stuckering! Er gab also den Bescheid, den er mit gutem Gewissen verantworten konnte: „Verwandte? Nicht daß ich wüßte."

„Na sehen Sie! Sie haben also umsomehr Aussichten. Haben Sie oder Ihre Eltern jemals mit Joe Stuckering in irgendwelchen Beziehungen gestanden?"

„Soviel ich mich entsinne, nicht! Solche alte Onkels gelten meist als verschollen."

„Also ein Onkel? Und verschollen? Da muß demnach irgendeinmal doch ein Zusammenhang bestanden haben."

„Vermutlich", knurrte Freese. Eigentlich machte ihm der Junge Spaß. Wenn er nur nicht so viel fragen wollte!

„Sie stellen das also nicht in Abrede?"

„Nein. Warum sollte ich es denn? Es gibt alle möglichen Zusammenhänge . . ."

„Ich habe den Eindruck, Herr Stuckering — verzeihen Sie, wenn ich ganz offen spreche! —, daß Sie nicht so recht mit der Sprache heraus wollen. Sie sind sehr vorsichtig, das ist zu verstehen, Sie möchten nicht vorzeitig Ihre Karten aufdecken."

„Da können Sie wohl recht haben."

„Dann will ich Sie nicht länger aufhalten. Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Glück!"

„Danke!"

„Und ich bin überzeugt, daß Sie es erreichen werden, Herr Stuckering. Sie müssen natürlich Ihre Ansprüche geltend machen. Es wäre Ihnen zu gönnen, wenn Sie als Künstler, der schwer mit dem Dasein zu ringen hatte, zu Geld kämen. Ich darf mich jetzt wohl empfehlen."

Freese atmete auf. Er begleitete Tetzlaff zur Türe und schüttelte ihm fast freundschaftlich die Hand. Eigentlich wünschte er ihn freilich dorthin, wo der Pfeffer wächst. Das war ihm gerade noch abgegangen, daß man sich in der Öffentlichkeit mit dem Fall Stuckering beschäftigte! Aber was konnte er dagegen tun, ohne sich verdächtig zu machen? Ein Glück, daß der junge Federheld nichts von der schönen Frau Stuckering wußte, die schwerverletzt im Krankenhaus lag! Was wäre das erst für eine „famose Pointe" für ihn gewesen! Die Geschichte mit der Erbschaft beschäftigte Freese nicht sonderlich. Wenn sie wirklich ernstzunehmen war, was hatte das jetzt noch zu bedeuten? Stuckering war tot — die Sache erledigt.

Wichtig war jetzt vor allem, endlich Gewißheit über das Ergehen der Patientin zu erhalten!

Von einem Fernsprech-Automaten auf der Straße rief also Freese im Krankenhaus an. Er mußte ziemlich lange auf Bescheid warten, das steigerte seine Sorge und Ungeduld. Er machte sich schon auf das Schlimmste gefaßt und fürchtete sich vor der Öde und Einsamkeit, die dann wieder in seinem Leben war. So sehr hatte er sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, für einen Menschen wenigstens als Freund und Helfer notwendig zu sein.

Endlich meldete sich eine freundliche Oberschwester am Telephon. „Ihrer Frau geht es verhältnismäßig gut, Herr Stuckering. Sie ist natürlich noch sehr schwach und auch seelisch furchtbar mitgenommen. Besuchen dürfen Sie sie vorläufig auf keinen Fall. Aber wir dürfen das Beste hoffen. Das Herz ist gesund. — Vorhin hat sie sogar ein bißchen Morphium bekommen, jetzt schläft sie friedlich —"

„Gott sei Dank —!" sagte Freese aus erleichtertem Herzen. Seine Stimme war tonlos vor Erregung.

„Ja, Sie können wirklich Gott danken, Herr Stuckering", meinte die Oberschwester gutmütig tröstend. „Wenn die Kugel nur ein wenig höher gegangen wäre — — Nun, es wird ja hoffentlich alles wieder gut werden. Ich werde ihr sagen, daß Sie angerufen haben, und werde Ihre Grüße bestellen —"

„Vielen herzlichen Dank —", stotterte Freese und er hörte, wie drüben eingehängt wurde.

Nachdenklich ging er aus der Zelle. Wie war das, wenn die Oberschwester die Grüße, die nicht aufgetragen waren, bestellte? Wenn sie in dem festen Glauben, daß der Gatte am Apparat gewesen, von dem Anruf berichtete? Natürlich mußte dann die junge Frau meinen, Georg Stuckering lebe noch und sei wohlauf.

Gut so! In ihrem augenblicklichen Zustand durfte sie die Wahrheit nicht erfahren. Die Hauptsache war: „Ulrike", wie er sie gestern dem Arzt gegenüber willkürlich getauft hatte, lebte und es bestand auch glückliche Aussicht, sie am Leben zu erhalten! Wie ein Geschenk des Himmels war das — und mit einemmal hatte die Welt wieder ein freundlicheres Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

„Günstige Gelegenheit für Reisende!"

Eine außergewöhnliche Reportage von Hermann Reinecke.

Die Zeitungsanzeige, die ich las, erinnerte an jene Inserate, in denen es heißt: „Postkarte genügt, komme sofort!" Ich fand sie unter den sogenannten „Kleinen Anzeigen", ganz versteckt. Man sah auf den ersten Blick, daß ihr Aufgeber nicht viel Geld anlegen wollte. Eine fettgedruckte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger wies auf das Wort „Achtung!" Dann ging es weiter: „Lastauto, das am Montag nach Hamburg fährt, nimmt noch Ladung jeder Art mit, auch günstige Gelegenheit für Reisende."

Gut. Ich rief das Unternehmen telephonisch an und fragte nach dem Fahrpreis.

„Drei Mark für die ganze Tour", sagte der Chef.

Das war billig. Sie kostet sonst acht Mark neunzig. „Und bis Lüneburg?" fragte ich. „Ich möchte gern ein bißchen durch die halbwinterliche Heide bummeln."

„Na, sagen wir zwei Mark!" lautete die Antwort.

Abgemacht. Montag mittag gegen zwei Uhr stellte ich mich am Bahnhof ein, den wir als Treffpunkt verabredet hatten. Am Rande des Bürgersteigs hockte auf Koffern und Kisten ein Ehepaar und blickte suchend in die Runde. „Er" schien dem Wesen nach kaufmännischer Angestellter zu sein, sie war anscheinend ein halbes Dutzend Jahre jünger und erweckte einen Eindruck von zielbewußter Entschlossenheit.

„Wollen Sie auch mit dem Lastauto fahren?" sprach ich die beiden an.

„Ja", antwortete die Frau, „wir siedeln nach Hamburg über, mein Mann hat dort Arbeit bekommen. Bei der Deputation für Straßenbau."

„Da können Sie sich freuen", sagte ich, „auf dem Gebiet ist heute viel zu tun. Haben Sie Ihre Möbel schon vorausgeschickt?"

„Möbel?" erwiderte die junge Frau und zog die Stirn kraus, „zu Möbeln haben wir es noch nicht geschafft! Wir sind erst seit dem vorigen Jahre verheiratet. Aber ich gab damals eine Stellung in Hannover auf, und jetzt dürfen wir Antrag auf Gewährung des Ehestandsdarlehens einreichen. Das hat aber noch Zeit bis Hamburg. Da spart man den Transport."

Die junge Frau paßte offensichtlich in die Welt. Wenn sie so bleibt, können die beiden noch ganz gut vorwärts kommen. Er war ein bißchen still und blickte traumverloren durch die horngefaßten Brillengläser. Wahrscheinlich hatte ihn die Arbeitslosigkeit müde gemacht. Aber das ist ja nun glücklich vorbei, jetzt heißt es wieder: vorwärts!

Inzwischen kam der Lastwagen sachte angetrudelt. Feudal sah er nicht gerade aus, aber das konnte man für zwo Mark bis Lüneburg auch nicht verlangen. Der Motor keuchte wie ein Asthmatiker, der die vier Stockwerke seines Hauses hinaufklettert. Über den Wagen hatte der Besitzer ein Segeltuch gespannt, darunter standen zwei Bänke aus grobgeschnitztem Holz, auf die wir „Passagiere" uns setzen durften.

„Haanerich", rief der Besitzer seinem fünfzehnjährigen Sohn zu, „jib mich mal die Taue für den Wöögen!" Heinrich gehorchte und schlang dann die Taue um die Seitenbretter, damit wir nicht während der Reise herunterkullerten. · So, nun konnte es losgehen. Die paar Habseligkeiten des Ehepaares waren rasch verstaut, und dann ging's ab. Das heißt, so einfach, wie das hier zu lesen ist, war das nicht. Zuerst hopperte der Motor so'n bißchen, dann setzte er aus, auf einmal ratterte er wieder los wie eine D-Zug-Lokomotive, brachte den Wagen in Schwung, kam auch kühn über die erste Biegung hinter der Hauptpost, und bums stand die Karre still. Ächzend setzte der Fahrer seine schätzungsweise zwei einviertel Zentner Lebendgewicht in Bewegung und hantierte am Vergaser herum. Tja, das sah ganz nach einem schwierigen Fall aus.

„Und wie wär's", wenn Sie mal ein bißchen Benzin aufgößen?" fragte ich von oben herunter.

„Großartig!" staunte der Mann ehrlich, und fünf Minuten später ging's endgültig ab. Zuerst holten wir von einer Buchdruckerei einen Stapel Zeitschriften ab. Die waren in Celle abzuliefern. Das sollte billiger sein, als wenn man die Bahn benutzte. Vielleicht war's auch nur Einbildung, ich weiß es nicht. Dann hielten wir vor einer Korbmöbelfabrik und nahmen ein halbes Dutzend Rohrsessel auf, die nach Harburg sollten. Für Lüneburg, meinen Bestimmungsort, luden wir Ölfarbe, und dann kam der kitzligste Fall: die Fischräucherei.

„Sie geben also diese Bücklingskisten in Hamburg zurück und verlangen Schadenersatz!" sagte der Inhaber. „Die Ware ist schlecht und nicht zu gebrauchen!"

Unser Lastwagenmann kraute sich den Kopf. „Und wie steht es mit dem Transportgeld?" fragte er.

„Das ziehen Sie sich von dem ab, was Ihnen die Hamburger Fischzentrale erstattet!" sagte der andere. „Sie müssen energisch fordern!"

Einen Augenblick sah der Fahrer uns „Mitreisende" stumm einen nach dem anderen an, dann rief er herunter: „Kommt gar nicht in Frage!", gab kurzentschlossen Gas und keuchte um die nächste Straßenecke. Die Fischkisten ließ er einfach auf dem Damm stehen. Wie man sieht, macht also auch ein k l e i n e r Transportunternehmer keine Geschäfte „auf Verdacht". Wer bar bezahlt, vergißt es nicht . . .

Mit Getöse donnerten wir über die holperigen Landstraßen der Lüneburger Heide. Erstes Ziel war Celle. Hier luden wir die Drucksachen ab. Unser Fahrer verschwand schnell einmal in einem Gasthaus, um einen kleinen „Heidekorn" hinter die Binde zu kippen. Dann kletterte er, sich den Schnurrbart wischend, wieder auf den Führersitz und redete dem Motor gut zu. Der gehorchte auch nach zehn Minuten, und nun ging es wieder in die herbduftende Landschaft. Etwa zwei Kilometer vor Lüneburg gab es einen Knacks, das Ehepaar machte einen überraschenden Rutsch von seiner Bank, und die junge Frau fiel direkt auf mich. Was war los? Die Achse des linken Hinterrades gebrochen! Eine schöne Bescherung. Der Fahrer kletterte schwitzend vom Wagen und untersuchte den Schaden. Hm, woher so schnell einen Fachmann kriegen? Gleich darauf hupte es mehrmals wild auf. Ein Privatwagen mit dem Kennzeichen H. H. oder „zwomal H", wie es vornehm der Rundfunkansager auszusprechen pflegt, hielt auf uns zu. „Sie haben drei Kilometer rückwärts Ihren Ersatzreifen verloren!" schrie der Mann am Steuer, „seien Sie froh, daß ich Ihnen das sage! Eigentlich kostet das 'ne Kleinigkeit." Er lachte herzhaft über das ganze Gesicht. Unserem Fahrer war weniger lachfreudig zumute. „Auch das noch!" Ich sah auf meine Armbanduhr. Sieben Uhr abends. Eiwei, da wurde es aber Zeit, wenn ich meine Leute in Lüneburg noch vor Schlafengehen erreichen wollte.

„Wissen Sie was?" schlug ich unserem Fahrer vor. „Die Herren sind sicher so freundlich, mich nach Lüneburg mitzunehmen, und ich schicke Ihnen von dort technische Hilfe. Abgemacht?"

„Aber gern!" sagten die beiden Insassen des Privatwagens, und ab ging es. Noch von weitem sah ich den Fahrer mit seinem fünfzehnjährigen Sprößling auf dem Bauch liegen und unter den Wagen schauen, als ob da wertvolle Gegenstände versteckt seien, und das Ehepaar, das nach Hamburg wollte, hockte mit trübseligen Mienen auf seinen Koffern und Kisten und stieß den warmen Atem sichtbar in die kühle Herbstluft, so daß ein unbestimmter Eindruck von dampfendem Grogkessel bei mir entstand. Kein Wunder bei dem naßkalten Wetter! Fünf Minuten später schluckte uns Lüneburg. Wieder fünf Minuten später ratterte die Autohilfe los.

Übrigens werde ich das nächste Mal doch lieber mit dem Zug oder dem Privatwagen fahren. Es war ja ganz romantisch, aber von der Romantik allein kann der Mensch nicht leben . . . .

Der Autobandit.

Reportage von Hans Wörner.

Kurz bevor ich ihn zum ersten Male sah, war das Bild im Rückblickspiegel noch frei gewesen. Aber plötzlich hupte er hinter mir, kurz, ungeduldig, wie einer, der gewöhnt ist, daß man ihm ausweicht. Er fuhr einen starken, tiefgebauten Wagen, einen schweren, offenen Roadster mit einem Motor, der wie ein Flugzeug orgelte.

Natürlich drehte ich auf. Ich nahm die rechte Straßenseite, aber ich hatte vor, „ihm das Leben etwas schwer zu machen." Ganz ohne Anstrengung sollte er mich nicht haben, und ich wußte, daß ich nur einen kleinen Trick brauchte, um

meinen kleinen Wagen immerhin auf neunzig Kilometer zu bringen.

Der große Wagen kam trotzdem näher, als wollte er mich einfach einatmen. Kleine hundertzehn Kilometer mußten das sein, mit denen er an mir vorbeizog, ganz ruhig, ohne daß dieses tiefe Orgeln besonders anschwoll. Er schob eben vorbei, ich sah einen Augenblick lang in ein junges, festes Gesicht, weg war er. In der Verchromung des Ersatzreifens blitzte die Sonne, von den Hinterrädern zischten kleine Staubstrahlen. Vorbei.

Ich rechnete damit, ihn nie wiederzusehen. Ein Dorf tauchte auf. Kinder spielten in der Straße, ein Erntewagen schaukelte aus einer Toreinfahrt. Mitten auf einer schlecht gepflasterten Strecke gab es eine steigende Kurve, der Motor ließ mit den Touren nach. Als ich das Dorf hinter mir hatte, war von jenem Roadster nichts mehr zu sehen.

Aber am Eingang des nächsten Dorfes lag er. Mit den rechten Beinen im Sommerweg. Die breite Tür stand offen. Der Kopf des Fahrers steckte unter der Motorhaube. Ich hielt an und ging hin.

Die Begrüßung war kühl. Als ich dem Jungen meine Hilfe anbot, durfte ich zunächst nur das Oberteil des Vergasers festhalten, das er abgeschraubt hatte. Dabei brummte er ein paar Erklärungen über seine Panne. Ich sagte, daß es nach meiner Ansicht nicht am Vergaser liegen könne. Der Junge sah mich erstaunt an und nickte zu meiner Darstellung. Dann suchten wir zusammen.

Nach einer Stunde hatten wir einen lächerlich kleinen Kurzschluß im Magneten entdeckt. Als der Wagen wieder lief waren wir gute Freunde. Im Dorf tankten wir. Wir tranken zusammen Kaffee. Sprachen über Straßen und Motoren über kleine Kniffe, die man auf langen Strecken beachten muß. Dann fuhren wir los. Eine Weile noch blieb er hinter mir. Als er wieder vorbeizog, winkte er. Dann ließ er seinen Wagen losbrausen und verschwand zum zweiten Mal.

Am Abend nahm ich in einem kleinen Dorf Quartier und bummelte nach dem Abendbrot eine halbe Stunde durch die stillen Gassen. Ein paar junge Leute saßen auf einer Bank unter einem Baum. Einer hatte eine Laute. Ich setzte mich dazu. Nach einer Weile kam der Polizist des Fleckens und meinte, es werde langsam Zeit, das Lautenspielen einzustellen. Auf dem Heimweg schloß ich mich dem Polizisten an. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu fragen, ob es zu seinem Dienst gehöre, Bekanntmachungen mit der Glocke auszurufen.

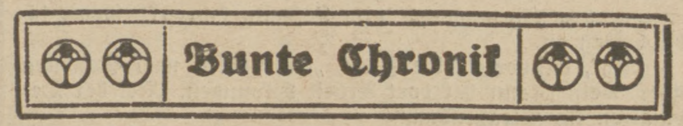
Statt dessen aber erzählte er mir etwas anderes. Er habe ein Telegramm bekommen. Im ganzen Umkreis hätten alle Polizeistellen dieses Telegramm erhalten. Einem Berliner Rechtsanwalt sei ein Automobil gestohlen worden, ein breiter, tiefgebauter Wagen mit starkem Motor. Man vermute, der Dieb werde diese Gegend hier durchfahren, um die Grenze zu gewinnen. Ich wußte sofort, daß ich den Dieb gesehen, mit ihm gesprochen, ihm bei einer Panne geholfen, mit ihm getankt, mit ihm Kaffee getrunken, ihm zugewinkt hatte, als er davonzog. Aber ich mochte diesen Jungen nicht verraten. Ich sagte also nur, ich hätte einen ähnlichen Wagen gesehen, dort und dort, dann und dann. Der Polizist meinte, es gebe ja viele Wagen dieser Art. Gelegentlich werde er meine Beobachtung melden. Er wolle morgen früh in den kleinen Gasthof kommen, in dem ich wohne. Bis dahin könnte ich mir die Sache noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen.

Am anderen Morgen erschien der Polizist wirklich. Aber es war nicht mehr notwendig, mich zu verhören. Sechs Dörfer weiter hatte man meinen Jungen gefaßt. Ich fuhr hin.

Er saß in einer kleinen Amtsstube auf einer Bank und hatte die schlanken Hände friedlich in Schließeisen liegen. Sein hellgrauer Anzug, aus dessen rechter Rocktasche ein Paar helle Fahrhandschuhe herausguckten, war das Vornehmste in der ganzen Szenerie. Er selbst blieb ruhig und blickte kaum auf, als ich eintrat. Der Wagen stand im Hof, der Hinterwagen war an verschiedenen Stellen eingebeult, die Seitenstücke der Windschutzscheibe waren nach hinten zerbogen. „Wir hatten einen großen Wagen mit Stroh quer über die Straße gestellt. Brunken, so heißt der Junge da, den wir seit sechs Jahren suchen, glaubte, er habe Aussicht, vorbeizukommen. Aber er blieb zwischen dem Wagen und einem Gartenzaun hängen und blickte im nächsten Augenblick in unsere Pistolen. Er streifte gemütlich seine Handschuhe ab, stieg aus und bot uns die Tageszeit. Er hätte nur noch die zehn Kilometer zur Grenze gehabt", erzählten die Beamten.

Ich blieb noch eine Weile und hörte den Angaben zu, die Brunken machen mußte. Er war Einfahrer bei einer großen Automobilfabrik gewesen, bis die Krise ihn arbeitslos machte. Er war ein tüchtiger Monteur und ein gerissener Fahrer. Als er plötzlich auf der Straße stand, zeigte es sich, daß der Umgang mit ausgezeichneten Wagen und der Rausch des Fahrens ihm so tief im Blute steckten, daß er darunter litt. Er geriet an organisierte Autodiebe und brachte jahrelang gestohlene Automobile über die Grenze. Sie mußten nur groß und stark sein. Mittlere Wagen rührte er nicht an.

„Wenn er seine Strafe abgesessen haben wird, muß man etwas für ihn tun. Er braucht nur Arbeit in seinem Fach, um wieder ordentlich zu werden; viele gute Kerle mit schwachen Herzen sind in der schlechten Zeit aus den Latschen gekippt, weil wir keine Arbeit für sie hatten. Ein Glück, daß es jetzt anders wird", sagte der Beamte, der mich an meinen Wagen zurückbrachte.



Achtzehn Königinnen an Bord des „Graf Zeppelin".

Auf seiner letzten planmäßigen Südamerikafahrt hatte das Luftschiff „Graf Zeppelin" nicht weniger als 18 Königinnen an Bord. Zwar handelte es sich dabei nicht um gekrönte Häupter, sonder um Bienenköniginnen, die an der Spitze ihrer Schwärme nach Santos reisten. Die „königlichen Gäste" wurden zunächst mit dem Sonderflugzeug der Deutschen Lufthansa nach Friedrichshafen gebracht, um dort in das Luftschiff verladen zu werden, das sie bis Rio beförderte. Von dort reisten sie mit einer Maschine der Syndicato Condor Ltda. nach Santos, wo sie nach langer Luftreise wohlbehalten eintrafen.

*

„Küsse sind heilig . . ."

Um seine geselligen Veranstaltungen ein wenig aufzupulvern, hatte ein Unternehmer in Red Oab auf Java eine neue Art des Wettbewerbs erfunden: das Paar, das sich am längsten küssen konnte, sollte einen Preis bekommen. Die Sieger hatten dann das Marathonküssen gewonnen. Der Bürgermeister war jedoch für diese nette „Unterhaltung" nicht zu haben und brandmarkte die ganze Angelegenheit mit folgender Erklärung als öffentliches Ärgernis: „Küsse sind heilig und sollen nicht für Rekordversuche merkantilisiert werden."

*

Bridge in Zahlen.

Die Zahl der Bridge-Begeisterten ist ständig im Steigen begriffen. In Newyork erschien kürzlich eine Statistik, nach der die Zahl der Bridgespieler in USA. auf rund 6 Millionen geschätzt wird. Im Laufe des vergangenen Jahres wurden in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 45 Millionen Spiele Karten verkauft, die dem Staat 4 700 000 Dollar Kartensteuer einbrachten. 300 000 Leute verdienen ihren Lebensunterhalt durch Erteilen von Bridge-Unterricht. 481 000 Bücher wurden im vergangenen Jahre verkauft, aus denen man die schwierige Kunst erlernen kann. Interessant ist die Tatsache, daß es nach dieser Statistik nicht weniger als 635 013 549 600 voneinander abweichende Kombinationen im Bridgespiel gibt. Wollte ein Spieler sie alle einmal durchführen, so müßte er zwei Millionen Jahre lang Bridge spielen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.